

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 78 (2003)

Artikel: Elise von Arburg-Nater
Autor: Forster, Anna Elisabeth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699962>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Elise von Arburg-Nater

Bertha Elise (Elisabeth) von Arburg wäre letztes Jahr 100 Jahre alt geworden. Nachdem der Thurgauer Theologe Beat Müller in seiner Lizentiatsarbeit, «Prüfstein Weltkrieg» zur Thurgauer Evangelischen Landeskirche während der Kriegsjahre, diese engagierte Frau gewürdigt hat, soll ihr Leben auf Grund ihrer persönlichen Erinnerungen breiter aufgerollt werden.

Herkunft – Jugend – Bruch

Bertha Elise Nater kam am 10. Februar 1901 in Schlatt bei Hugelshofen als dritte Tochter des Jakob Nater und der Marie geborenen Forster zur Welt. Sie entstammte einem alteingesessenen Kemmentaler Bauerngeschlecht. Ihr Vater hielt es in der Enge des dörflichen Lebens, das «vorgespurt» war, nicht aus. Als junger Mann verreiste er ins Welschland, wo er bei einem Tierarzt arbeitete, Französisch lernte und sich auf verschiedenen Gebieten weiterbildete. Er kehrte vorerst auf den elterlichen, vielseitigen Betrieb mit Landwirtschaft und Leimsiederei zurück, machte militärisch Karriere, sodass man im Dorf die Familie «Lüütenants» nannte. Er heiratete, die vier Töchter kamen zur Welt. Jakob Nater verkaufte seinen schönen Bauernhof und zog vorerst mit der Familie nach Müllheim. Später erwarb er im Frauenfelder Kurzdorf ein Haus und fand als Ad-

junkt im Zeughaus seine Lebensstellung. «Liesel», wie das dritte Töchterchen genannt wurde, besuchte in Frauenfeld die Schulen. Gerne wäre sie nach den vier Jahren Mädchensekundarschule ins Lehrerseminar eingetreten, doch wollte der Vater in der damaligen Kriegszeit nichts davon wissen. Nach der Konfirmation 1917 kam Liesel als Volontärin nach Lausanne. Sie blieb bis zu ihrer schweren Grippe-Erkrankung im Herbst 1918. Nach ihrer Heimkehr erklärte der Vater, sie hätte zur Prüfung für den Telegraphen- und Telephondienst anzutreten. Sie schreibt: «Gleich zu Anfang der anderthalbjährigen Lehre im November 1918 erlebte ich den Generalstreik und erfuhr so den Ernst der Lage.» 1924 folgte Elise Nater ihrem Mann, dem auf der Telegraphendirektion tätigen Walter von Arburg, nach Bern, wo das junge Paar gute und glückliche Jahre erlebte.

Mit ihrem feinfühligem Mann teilte die junge Frau viele Interessen. Das Ehepaar nahm intensiv am kulturellen Leben in der Bundesstadt teil. Die Auseinandersetzung mit Lebensfragen, mit Theosophie und Anthroposophie beschäftigte das kinderlose Paar stark. Mit dem plötzlichen Tod ihres geliebten Mannes nach acht Jahren Ehe schlug die ganze Schwere des Schicksals auf die junge Frau ein: «Das stille Leid wurde jetzt mein Lebensgefährte». Aber «Es ist ein Freud entsprungen aus einem Leiden hart» durfte Elise von Arburg einige Monate später anzeigen, als Sohn Walter zur Welt kam.

Neuorientierung

Elise von Arburg zog mit ihrem kleinen Sohn ins elterliche Haus nach Frauenfeld. Sie gesundete allmählich an Leib und Seele. In ihrer Einsamkeit fand sie wertvolle seelsorgerische Hilfe vom damaligen Frauenfelder Pfarrer Bolli. Enge Vertraute war zudem ihre jüngste Schwester, die Riehenener Diakonisse Paula Nater, welche später in leitender Funktion in der Klinik Balgrist in Zürich tätig war und vor zwei Jahren hochbetagt in Riehen starb.

Elise (Elisabeth) von Arburg war eine im besten Sinne emanzipierte Frau. Sie schreibt, wie sie eine unbeschwerte, sorglose Jugend erlebt hatte, dann eine glückliche Ehe erfahren durfte, gesellschaftlich angesehen war und dann durch den Tod ihres geliebten Mannes in eine plötzlich raue Wirklichkeit gestossen wurde. Die Neuorientierung mit grossem sozialem Engagement wurde zu Elise von Arburs Lebenswerk.



Schlatt bei Hugelshofen,
die Heimstätte unserer
Vorfahren

Volle Hingabe kennzeichnete alle ihre Unternehmungen. Ihr natürliches Organisationstalent, ihre Führungsqualitäten, überzeugten Vorgesetzte, sodass sie immer wieder für besondere Aufgaben gefragt wurde. Sie war aber nicht nur Administratorin, sie leistete vollen Einsatz mit ganzem Herzen und praktischem Sinn. Sie fühlte und litt mit den Flüchtlingen und Kriegsgeschädigten. Sie war tief betroffen vom Erlebten. Die Prägung durch ihre Eltern, den strengen, aber gerechten und aufgeschlossenen Vater, die tüchtige, gütige und fromme Mutter, der harte Schicksalsschlag mit dem frühen Tod ihres Mannes formten Elise von Arburg zur starken Persönlichkeit.

Neben ihrer sie voll fordernden Arbeit in 25 Jahren Leitung des Ferienhauses Benzenrüti in Heiden während der Sommermonate und den zeitweise pausenlosen In- und Auslandseinsätzen im FHD, Rotkreuz-

dienst, Kinderhilfe, Flüchtlingshilfe, hatte sie das grosse Glück, ihren Sohn bei den Eltern in Frauenfeld bestens betreut zu wissen. Sohn Walter studierte Theologie, war Gemeindepfarrer und anschliessend Vorsteher des Diakonissenhauses Greifensee. Dessen Familie mit den vier Kindern wurde die stille Freude ihres Alters.

Wir erinnern uns einer aussergewöhnlichen Thurgauerin, welche wahrhaft diakonisch wirkte und zutiefst ihren christlichen Glauben lebte.

Aus den Erinnerungen von Elise von Arburg-Nater

Auf der Benzenrüti

Ich wusste, dass wir damals, in den 30er Jahren, in einer schweren wirtschaftlichen Krisenzeit lebten und dass die Zahl der Arbeitslosen gross war. Und doch sehnte ich mich nach einer Arbeit. Wohl half ich daheim im Haus und im Garten; aber ich war nicht befriedigt. So war ich froh, als die Thurgauer Frauenhilfe mich anfragte. Zuerst war ich im ehemaligen Zufluchtshaus tätig. Dort waren 10–12 straffällige Mädchen und Frauen untergebracht, die beaufsichtigt und in der Heimarbeit angeleitet werden mussten. Später war ich im Frauensekretariat, der damaligen Beratungsstelle der Thurgauischen Evangelischen Frauenhilfe, tätig. Die Fürsorgerin war oft krank. Sie arbeitete mich gut ein. Da ich freiwillig arbeitete, war die Frauenhilfe froh um meine Mitarbeit.

1936 war ich sechs Monate als Schwesternhilfe in der Heilanstalt Sonnhalde in Riehen. Es war ein schwerer Dienst und wiederum ein unbezahlter. Aber ich war froh, dass ich arbeiten konnte. Walterli hatte ich im Kinderheim des Diakonissenhauses untergebracht und in meiner Freizeit konnte ich mit ihm zusammensein.

Ein Jahr später arbeitete ich in der Epi und als Volontärin übernahm ich einen Teil der Frauenabteilung. Damals mussten die Schwestern und auch ich hinter einem Vorhang im grossen Patientensaal schlafen. Den Dienst an den Epileptikerinnen tat ich sehr gerne, mühsam war nur die Betreuung der in Untersuchungshaft stehenden Mädchen und Frauen. Dort lernte mich Dr. Braun kennen, der mich für das von ihm gegründete

Schweizerische Sekretariat der Psychiatrieschwestern engagieren wollte. So sehr ich ihn verehrte, so wenig wollte ich auf einem Büro arbeiten. Ich wollte vor allem helfen! Auch im Balgrist auf der Kinderabteilung tat ich monatelang Aushilfe. Es gefiel mir gut, aber vielmehr entsprach mir der Dienst in der damaligen bescheidenen Epi. Dort, bei den Ärmsten, fühlte ich mich daheim.

In der Epi erhielt ich auch die Anfrage für die Übernahme der Benzenrüti. Ich war aber unsicher, ob ich dieser Aufgabe gewachsen sei. So machte ich eine kürzere Lernzeit in einem Heim für Pflegebedürftige. Ich wurde in alle Sparten der Heimleitung eingearbeitet und es gefiel mir gut, sodass ich zusagte.

Im Frühling 1938 fuhr ich mit Walterli zum ersten Mal auf die Benzenrüti und eröffnete das Haus. Ich wusste damals nicht, dass sie mir zur zweiten Heimat werden sollte. Während 25 Jahren führte ich dieses Heim, vom Frühling bis in den Spätherbst. Ich liebte das Kommen und Gehen der Gäste und ich liebte die Landschaft, das Appenzellerländli und die weite Sicht über den See und in die Berge. Zu Zeiten gab es viel Arbeit, aber ich hatte jeden Sommer eine gute, junge Arbeitsequipe, dank der Thurgauischen Berufsberatung. Ich war glücklich in der mir zusagenden Aufgabe, in der ich auch Walterli bei mir haben konnte.

Im zweiten Sommer, als das Haus voll besetzt war, brach der Zweite Weltkrieg aus. In der Folge gab es viele Schwierigkeiten und Engpässe zu bestehen. Gottlob waren sie nicht unüberwindlich. Weder die Rationierung, noch die Anbaupflicht.

Im FHD und beim Roten Kreuz

Ich meldete mich zum FHD und im Schweizerischen Roten Kreuz (SRK) an. Im Herbst 1940 absolvierte ich in Morschach den Einführungskurs. Ich wurde dem Stab der 2. Div. in Zweisimmen zugeteilt. Es waren Freiburger und Neuenburger Truppen. Ich wurde als Telephonistin eingesetzt und mit Freude machte ich jeweils Dienst. Mit der 2. Div. hatte ich meinen interessantesten Dienst im Winterhalbjahr 1944 in Pruntrut. Die Kriegsfront lag in nächster Nähe. Pruntrut war mit Sandsäcken verbarriadiert und geschützt. Des Nachts kamen jeweils die Flüchtlinge aus dem nahen Frankreich. Unser Major nahm mich einmal mit bis zur nahen Grenze. Wir sahen über das weite Land, wo immer wieder Einschläge erfolgten und Rauch aufstieg. Später wurde ich auf mein Gesuch dem Stab der 7. Div. zugeteilt, wieder als Telephonistin. Jetzt machte ich

Kinderzug Wien



meinen Dienst im Reduit Einsiedeln. Die Offiziere waren meistens Thurgauer.

Im Januar 1945 wurde ich zum Kaderkurs nach Colombier aufgeboten und dann, wunschgemäss, der Fürsorge zugeteilt. Anschliessend musste ich die FHD-Gruppe im Camp de réfugiés in Caux übernehmen. Doch waren im Hotel Esplanade ca. 1000 Juden und im Hotel Regina ca. 600 koschere Juden, in Massenlagern, untergebracht. Sie kamen aus den Vernichtungslagern Buchenwald, Bergen-Belsen, Theresienstadt und waren von der Schweiz, respektive von Amerika, ausgehandelt worden. Mehrheitlich waren es Juden aus der Tschechei, Jugoslawien, Ungarn und Rumänien. Die Lage des Lagers war grossartig, aber innerhalb der Mauern war ein Jammer sondergleichen.

Die furchtbaren Erlebnisse in den Todeslagern hatten die Menschen

scheu und verängstigt gemacht. Wir waren ca. 30 FHD und wir waren Tag und Nacht im Einsatz. Von Walliser Truppen wurde das Lager schlecht geführt und die Verpflegung war sehr, sehr ungenügend. Monate später wanderten die meisten Juden nach Israel aus. Knapp Hundert musste ich im Laufe des Sommers bis nach Wien begleiten, sie hatten die Repatriierung gewünscht.

Von Caux aus wurde ich ins russische Quarantänelager auf dem Gurnigel, beordert. Gegen Ende des Krieges drangen Russen aus den Gefangenenlagern im Raume Süddeutschland massenhaft über unsere Grenzen. Sie wurden im Gurnigelbad und im Comptoir in Lausanne interniert. Im Gurnigelbad wurden 1988 Russen von Berner Truppen streng bewacht. Für die Fürsorge hatte ich nur Pfadiführerinnen erhalten. Die Russen waren wie wilde Horden und die Austeilung der Kleider und Wäsche musste unter starker Bewachung geschehen. Ihre Lumpen aber mussten sie selber waschen und sie hingen überall an den Sträuchern und Bäumen. Vor den Badekabinen gab es immer wieder Tumulte, weil die Russen glaubten, sie kämen in die Gaskammer. Am 8. Mai, dem Tag des Waffenstillstandes, gebärdeten sie sich wie verrückt. Zum ersten Mal hörten sie wieder Radio Moskau. Aber nach Solschenizyn haben sie alle, die im Westen gewesen waren, ihre Heimat in Russland nicht wiedergesehen – wurden durch den Terror unter Stalin ausgelöscht.

Als der Krieg zu Ende war

Der unsinnige Krieg war zu Ende und die Nachkriegshilfe begann. Mein erster Einsatz für die *Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes* war in Genf, November 1942 bis April 1943. Mit Rosa Näf, die im besetzten Frankreich ein Heim für jüdische Flüchtlingskinder geführt hatte, erhielt ich den Auftrag, das *Centre Henri Dunant* zu organisieren. Diese Flüchtlinge, die meisten kamen aus Polen und Deutschland, waren bis jetzt in unseren Militärlagern untergebracht. Aber ohne die Hilfe der freiwilligen Rotkreuzkomitees in Genf wäre es uns unmöglich gewesen, in kürzester Zeit ein Durchgangslager mit Matratzen zu beschaffen. Das ehemalige grosse Hotel oberhalb des Palais des Nations, an der Avenue de la Paix, war vollkommen leer und stand uns zur Verfügung. Die Genfer Hilfsorganisation hatte schon seit zwei Jahren Kindertransporte aus dem besetzten Frankreich ins Wallis durchgeführt. So hatten sie Erfahrungen und waren zur Mithilfe bereit. Schon nach wenigen Tagen ka-

men die ersten Transporte. Ich war erschüttert vom Anblick der vielen verwahrlosten Kinder, einige kannten nicht einmal ihren Namen. Die Familien waren auseinander gerissen, die Eltern deportiert. Vom SRK in Bern kamen freiwillige Helferinnen, auch Krankenschwestern. Laufend mussten wir Quarantänestationen einrichten. Bis zu 700 Kinder und Jugendliche konnten wir aufnehmen. Das grosse Haus war bald voll und immer kamen noch mehr. L'aide aux émigrés, wo Bertha Hohermuth arbeitete (sie gründete später die heutige Höhere Fachschule für Sozialarbeit in St. Gallen) sowie jüdische Organisationen in Zürich übernahmen laufend die Dauerunterbringung der Kinder und Mütter in Familien und Heimen. Nach dem Kriege mussten sie alle die Schweiz wieder verlassen. Nur wenige erhielten das Dauervisum (so auch Toni Rosenblatt). Im April 1943 übernahm dann Mr. Schusselé von Genf meine Aufgabe. Rosa Näf war schon vorher ausgetreten und zu Didi Blumer nach Neukirch gegangen. Fritz Wartenweiler kam regelmässig zu uns ins Lager und hielt Vorträge und Aussprachen. Das Centre Henri Dunant bestand mehrere Jahre. Dann übernahm das Internationale Rote Kreuz das grosse ehemalige Hotel und richtete dort seinen feudalen Sitz ein.

Die ca. 11-jährige Toni Rosenblatt nahm ich mit nach Hause. Sie war kurz vor dem Krieg mit vielen anderen jüdischen Kindern nach Belgien in «Sicherheit» gebracht worden. Sie alle wurden dann dort vom Krieg überrascht und Toni war jahrelang auf der Flucht. In Südfrankreich wurde sie in einem Schweizerheim aufgenommen. Da aber auch dort Razzien gemacht wurden, schlug sie sich mit ein paar grösseren jüdischen Kindern bis zur Schweizer Grenze durch und kam im Winter 1943 ins Centre Henri Dunant. Sie hatte noch keinen Schulunterricht gehabt. Im Kurzdorf konnte sie aber mit Walter in die gleiche Klasse gehen. Die Eltern und drei Geschwister von Toni waren von Aachen aus deportiert und vermutlich vergast worden. Alle späteren Nachforschungen blieben erfolglos. Toni blieb zweieinhalb Jahre bei uns in Frauenfeld und in Heiden. Als ich 1946/47 für das SRK nach Ungarn ging, kam sie ins jüdische Kinderheim in Heiden. Später platzierte ich sie als Volontärin in Lausanne, nachher arbeitete sie im Wartheim. Nach Besprechungen mit dem jüdischen Frauenverein in Zürich konnte Toni den Heimgehilfenkurs in Basel besuchen. Zürich übernahm die Kosten. Nach Beendigung des Kurses heiratete sie den 20 Jahre älteren Heimleiter Mauri Neufeld und kam wieder ins Wartheim. Die Ehe ging nach ein paar Jahren in die

Brüche und wurde 1962 geschieden. Toni, die kinderlos geblieben war, ging nach Paris. Später war sie in Genf, in Mailand, in Israel. 1968 war sie in Zürich und bat telefonisch um eine grössere Geldsumme. Seither hörte ich nichts mehr von ihr und auch Mauri Neufeld kennt ihren Aufenthaltsort nicht. Wo mag sie wohl sein?

Im Sommer 1945 führte ich, wie gewohnt, die Benzenrüti. Das einfache, gepflegte Haus hatte jetzt einen guten Ruf. Gäste hatten wir viele. Im Frühling führten wir verschiedene Ferienkurse durch, viele Jahre die Ferienabsehkurse für die Schwerhörigen der Region Ostschweiz. Trotz Rationierung der Lebensmittel und verschiedener Kriegsverordnungen kamen wir einigermaßen gut durch die Kriegs- und Nachkriegszeit.

Im kriegszerstörten Wien

1945 ersuchte mich das Schweizerische Rote Kreuz (SRK) um die Mitarbeit bei den Hilfsaktionen in Wien und im russisch besetzten Niederösterreich. Dies hiess: Sobald die Einreise möglich war! Österreich war nach dem Krieg von den vier Siegermächten, von Russland, Amerika, England und Frankreich, in vier Zonen eingeteilt und besetzt worden. Ebenso Wien. Die Industrie war grösstenteils zerstört. Im Osten hatten die Russen das Land ausgeplündert. In Wiener-Neustadt, in Wien und in anderen Orten waren Zehntausende Menschen ausgebombt. Das Volk hungerte und war schlecht gekleidet. Noch den ganzen Winter 1945/46 über kamen in langen Eisenbahnzügen Deutsche als Flüchtlinge aus Siebenbürgen, Ungarn, der Tschechoslowakei und Jugoslawien, es kamen ehemalige Kriegsteilnehmer aus der Gefangenschaft zurück, nach Wien. Im Sommer und Herbst hatte das Internationale Rote Kreuz Lastwagenkolonnen mit Lebensmitteln nach Wien entsandt. Die Not war immer noch gross.

Anfang November fuhren Dr. Siegfried und Sr. Elsbeth Kasser nach Wien, um im Auftrag des Schweizerischen Roten Kreuzes, die Hilfsaktionen aufzubauen. Wenige Wochen später folgte ich als Leiterin der Auspeisungen für die Kinder im russisch besetzten Österreich und in Wien. Schon bei meiner Ankunft lag Elsbeth Kasser mit einem Nervenzusammenbruch in der psychiatrischen Klinik des grossen allgemeinen Krankenhauses. Sie musste später in die Schweiz zurücktransportiert werden. So wurde ich von Dr. Siegfried, als dem Vizepräsidenten des SRK, kurzerhand zur Delegierten ernannt.

Die Schwierigkeiten waren tatsächlich fast unüberwindbar. Ganze Strassenzüge waren zerbombt, alle Schaufenster mit Brettern vernagelt, das Verkehrswesen lahmgelegt, das Volk hungerte und fror. Die städtischen Behörden, die Jugendämter, standen mir aber mit Rat und Tat zur Seite. Sie hatten durch den Krieg viel Erfahrungen. Auch die Alliierten waren freundlich gesinnt, besonders die Amerikaner. Sie verlangten aber, dass ich in ihrem Hauptquartier wohnen müsse. Dies tat ich ungern. Auf den gefürchteten russischen Kommandostellen erlebte ich oft Überraschungen. Ich musste bei ihnen um die Zuteilung des Holzes und der Kohlen bitten. Militärkessel hatten wir genug! Fast alle russischen Kommandanten waren unserer Arbeit für die Kinder freundlich gesinnt. Die Lebensmittel für unsere Ausspeisungen – es gab anfänglich nur dicke Suppen – kamen auf Lastwagen aus der Schweiz, später mit den Kinderzügen, ebenso die von den Schweizer Frauen gesammelten Lebensmittel, die Kleiderspenden und andere Hilfsgüter. In Wiener-Neustadt konnte Ende November die erste Ausspeisung eröffnet werden. Diese Stadt war zu 80% zerstört. Andere Ausspeisungen folgten. Vor meiner Rückreise im Frühling 1946 verabreichten wir täglich 24 000 Portionen an Schulkinder und Jugendliche. Als die Lebensmittel auszugehen drohten, half uns die Schweizerversende weiter.

Kinderzüge aus Österreich

Die Kinderzüge wurden von der Schweiz aus organisiert. Die Kinder wurden mir von der Fürsorge, von den Schulen und Jugendämtern vorgeschlagen. Alle wurden von unserer Vertrauensärztin, Frau Dr. Warsch, untersucht. Die erste Kategorie kam zur Ausspeisung, die zweite erhielt zusätzlich monatlich das Lebensmittelstandardpaket und die dritte Kategorie kam für drei Monate in die Schweiz. Dort wurden die Kinder in Familien platziert, ein kleinerer Teil kam in Heime und Sanatorien. Sie waren allgemein beliebt. Im Dezember fuhr der erste Kinderzug ab Wien. Mit jedem Transport fuhren 450 Kinder. Der Ein- und Auslad erfolgte auf der äussersten Rampe des vollständig zerstörten Franz-Josef-Bahnhofes. Die freiwilligen Helfer des Schweizer Zuges waren gut geschult und jahrelang fuhr die gleich Equipe nach Wien. Schlussendlich waren viele Tausend österreichische Kinder in der Schweiz zur Erholung gewesen. Vom SRK wurden mir gute Mitarbeiter geschickt, junge Lehrerinnen, Fürsorgerinnen, Studenten und Lehrer. In Wien und Niederösterreich

hatten wir natürlich ein Überangebot von Hilfen. Sie waren froh, wenn sie für Lebensmittel bei uns arbeiten konnten. Wir Schweizer waren uniformiert, ähnlich wie im FHD. Am Ärmel hatten wir das Schweizer- und das Rotkreuzzeichen und oberhalb am Ärmel waren wir noch russisch «angeschrieben». Auf der Delegation hatten wir eine ausgesprochen gute Zusammenarbeit. Aus der Schweiz erhielten wir schon bald einen Personen- und einen Lastwagen.

Anfänglich fuhren selbst auf dem Ring nur vereinzelt die Trams, die zudem überfüllt waren. Wien stellte uns die Chauffeure, ehemalige Spanienkämpfer, die auch russisch sprachen. Herr Reich war mir sehr ergeben und er hat mir mehr als nur einmal das Leben gerettet.

Ausserhalb der Stadt standen an jeder Strassenkreuzung russische Wachen mit ihren roten Fähnli und hielten strenge Kontrollen. Nach meinem Weggang in Wien ging Reich zu den Russen über und zwei Monate später verlor er in der Tschechei sein Leben infolge übersetztem Tempo.

Einmal war ein grosser Empfang. Ich weiss nicht mehr, wo er stattfand. Er wurde vom Bundeskanzler Figl gegeben. Alle ausländischen Hilfswerke und deren Botschafter waren eingeladen und ich war zur Rechten von Figl. Er war von 1938 bis zum Kriegsende im Konzentrationslager Mauthausen interniert gewesen. Wir aus der Schweiz waren die Ersten, die Wien zu Hilfe eilten. Dann kamen die Quäker, die Dänen, das schweizerische Arbeiterhilfswerk, die Schweden und die Amerikaner. Die Letzteren waren ganz grosszügig.

Im März konnten wir mit der Patenschaftsaktion beginnen. Alle zwei Monate wurden Lebensmittelpakete an bedürftige und ausgebombte Familien abgegeben. Im April lief die Kleiderverteilung an, aber die Materialzentrale in Bern konnte uns nicht genügend liefern. Frankreich und Deutschland waren ja ebenso bedürftig.

Ende April fuhr ich mit dem Kinderzug wieder in die Schweiz zurück. Den Aufbau der Hilfsaktion hatte ich getan. Ich war vom pausenlosen Einsatz sehr mitgenommen. Doch war ich gesund geblieben und erst nachher wurde mir bewusst, wie sehr ich in den vergangenen Monaten die Gnade Gottes erleben durfte.

1949 erhielt ich für meinen Einsatz die Ehrenmedaille und eine Urkunde der Stadt Wien: «für besondere Verdienste um Wien».

Helfer und Freunde

Auch treue Freunde fand ich in Wien.

Pater Born SJ., aus dem erzbischöflichen Palais, der für seinen Einsatz für die Juden in den Jahren der deutschen Besetzung «berühmt» und sehr gefährdet war. Er hatte viele Juden vor der Verschickung nach Theresienstadt verbergen und retten können. Er hat dann später das deutsche Bundesverdienstkreuz 1. Klasse erhalten. Als wir nach Wien kamen, war überall noch eine allgemeine Ratlosigkeit! Dann hat uns Pater Born zusammengerufen, uns «organisiert» und die dringlichsten Aufgaben zugewiesen. Wir Schweizer setzten unsere Hilfe für die Not leidenden Kinder ein, nach der Devise: Rasche Hilfe ist grosse Hilfe! Die Schweden fielen besonders durch ihre grossen Lebensmittelspenden auf.

Pater Born war dann später oft Gast auf der Benzenrüti. Sr. Verena von der Caritas Socialis hatte aussergewöhnliche Erfahrungen in der Fürsorge. Sie hatte sehr viele nützliche Beziehungen. Frau Schöttner, die Oberfürsorgerin von Wien, war mir sehr zugetan. Sie stellte mir ihre erfahrenen Fürsorgerinnen zur Verfügung, wenn möglich auch Autos. Sie ist dann einige Jahre später ins Benediktinerinnenkloster am Nonnenberg, oberhalb Salzburg, eingetreten. Dort sind wir uns noch mehrmals begegnet, zum letzten Mal 1977.

Für die Schweizerspende in Ungarn

Der Sommer 1946 auf der Benzenrüti war ein kurzer. Denn schon Ende September fuhr ich nach Budapest. Dort hatten drei Mitarbeiter von Wien mit der Hilfsaktion des SRK begonnen. Sie verlangten dringend mich als Delegierte. So fuhr ich mit dem Kinderzug bis Wien und anderntags mit dem Delegationsauto bis zur ungarischen Grenze. Hinter dem «eisernen Vorhang» wartete schon stundenlang ein Auto aus Budapest. Die Freude, dass ich endlich gekommen, war gross. Durch die Kriegshandlungen hatte Budapest viel stärker gelitten als Wien. Die Deutschen hatten sich auf dem Rückzug wochenlang auf der Buda-Seite, besonders auf der Burg, bis aufs Äusserste gegen die Russen verteidigt. Die Verwüstungen waren ungeheuer gross. Doch im Herbst 1946 waren die Trümmer schon ziemlich gut weggeräumt. Aber alle Brücken über die Donau waren noch zerstört. Nur die Eisenbahnbrücke weit draussen bei Csepel, war schon repariert. Die Russen hatten in der Nähe des Parlamentes eine Pontonbrücke erbaut. Sie war lange Zeit die

einzigste Verbindung zwischen Buda und Pest. Der Winter 1946/47 war zudem ein sehr harter. Die Donau war monatelang zugefroren, das Eis aber zackig und nicht begehbar. Sehr viele Bewohner der einst so prächtigen Stadt lebten in Ruinenwohnungen. Alle gesunden Männer und Frauen, auch alte, mussten schwer arbeiten. Sie hatten ja jetzt die gleichen Rechte und Löhne, aber auch die gleichen Arbeitsleistungen! Sie litten sehr unter der russischen Besetzung. Und die Angst vor dem Terror der eigenen kommunistischen Regierung war fast noch grösser. Tagtäglich, besonders nachts, wurden plötzlich Hausdurchsuchungen durchgeführt. Vor Verleumdungen war man nicht sicher, nicht einmal in der eigenen Familie. Durch den Regimewechsel war viel Elend in der Stadt. Der Bettel nahm überhand, verschwand aber wieder. Besonders der Mittelstand, die Intellektuellen und die ehemaligen Grundbesitzer waren in einer grossen Notlage. Aller Besitz war enteignet und verstaatlicht. Lebensmittel hingegen waren vorhanden, sie waren nur sehr teuer.

Wir nahmen uns zuerst der vielen Kriegswaisen und der ärmsten Kinder an. Vom Wohlfahrtsministerium übernahmen wir vier, dann sieben Heime und später noch deren vier auf dem Lande. Dort waren sie in einem besonders trostlosen Zustand. Die Heime wurden von der städtischen Fürsorge, von Nonnen und von Diakonissen betreut. Um rascher der grossen Not abzuhelpen, führten wir in den Heimen einen zweimonatigen Turnus ein, um immer wieder neue Kinder aufnehmen zu können. Dank der Schweizerspende konnten wir eine grosse Aktion durchführen. 1947 und 1948 wurden dann alle Heime verstaatlicht und wir mussten auch die ganze Hilfsaktion aufgeben. Wir waren nicht mehr erwünscht!

In den russischen Lagern

Aber im Herbst 1946 fuhren die ersten Kinderzüge in die Schweiz und es folgten deren viele. In Hegyeshalom mussten die Kinder nochmals umsteigen, weil der Schweizer Zug nicht über die Grenze fahren durfte. Nachdem ich deswegen in Bern vorstellig wurde, durfte er unter militärischer Bewachung bis Budapest hinunterfahren. Ende Oktober wurde das schweizerische Konsulat und die Schweizer Gesandtschaft wieder eröffnet. Wir atmeten tief auf, als wir uns wieder unter unserem politischen Schutz wussten! Im Krieg mussten Gesandtschaft und Konsulat zurückgezogen werden. Wir hörten oft von Konsul Lutz erzählen, der viele Juden vor der Deportierung retten konnte.

Im November und Dezember kamen 100 Tonnen Kleider und Schuhe und im Februar nochmals 30 Tonnen. Die ungarische Regierung bestimmte, dass ein Teil davon auch in den Komitaten verteilt werden müsse. So fuhren wir mit den grossen U.N.R.A.-Lastwagen der amerikanischen Armee in den Norden, in den Osten und in den Süden von Ungarn. In der Schweiz war damals die Sympathie für Ungarn gross und so konnten wir auch mit der Patenschaftsaktion beginnen. Wegen den Sprachschwierigkeiten brauchten wir auf der Delegation viel ungarisches Personal. In den Besprechungen auf dem Wohlfahrtsministerium war mir Mlle Berthoud, eine Neuenburgerin, eine grosse Hilfe. Sie lebte schon mehr als 10 Jahre als Sprach- und Klavierlehrerin in Budapest und kannte die Mentalität und die Verhältnisse. Den Weihnachtstag 1946 erlebte ich im grossen Konzentrationslager, 40 km südlich von Budapest. Er ist mir unvergesslich geblieben.

Durch sehr geschickte Beziehungen und der Bekanntmachung mit dem gefürchteten Lagerkommandanten konnte ich mit drei Schweizerinnen den Eintritt ins Lager erreichen. Er war ein primitiver, zynischer Mensch! Mit Schweizer Zigaretten und Schokolade konnte ich ihn gefügig machen. Wir hatten von der Schweizerspense zwei Lastwagen voll Lebensmittelpakete zur Verteilung erhalten. Die grossen düsteren Lagergebäude waren zwei Mal hoch umzäunt und standen unter starker Bewachung. Als wir auf dem inneren Hof standen, sahen wir, wie bewachte, stumme Menschengruppen zu einem niederen Gebäude geführt wurden. Dort standen sie dann dicht gedrängt in einem grossen, kalten, ebenerdigen Raum. Vor einem Heiligenbild ohne Rahmen zelebrierte ein älterer Priester die heilige Messe. Als wir eintraten, schrieen und weinten alle überlaut! Ich sah elende Menschen, alte und junge, Männer und Frauen, schlecht gekleidet, in Fetzen und einige in Säcke gehüllt. Nach der Messe mussten sie einzeln an uns vorbeigehen, um die Pakete zu empfangen und wir durften kein Wort miteinander reden. Aber die Tränen konnte uns niemand verbieten.

Willkür und Terror

Im Januar war ich dann noch ein zweites Mal im Lager mit viel Kleidern, Wäsche und Schuhen. Ich wurde vom Kommandanten durch viele Gebäude geführt. Alle waren ungeheizt. Nur in den so genannten Krankensälen sah ich alte Öfen und einige ärmliche Betten. In den anderen Räumen waren nur Pritschen und Bretter auf den feuchten Böden. Zy-



Im Ostbahnhof in Budapest

nisch erklärte er mir die Häuser und deren Insassen. Da waren Intellektuelle, Grundbesitzer, Priester, Lehrer, Deutsche aus Siebenbürgen, aus der Tschechei. Und alle sollten Verbrecher sein! Noch viele Jahre später hatte ich Mühe, frohe Weihnachten zu feiern. Immer wieder sah ich diese Menschen vor mir. Anfang Februar wurde eines Nachts auch unser liebenswürdiger Chauffeur, Herr Tuboly, ein ehemaliger Ingenieur, verhaftet. Er verschwand in einem der gefürchteten Avo-Gefängnisse. Ich bemühte mich sofort um seine Freilassung. Aber es wurde mir mitgeteilt, dass diese Verhaftung eine innenpolitische Angelegenheit sei und mich nicht tangiere, andernfalls ich an die Grenze gestellt würde. Wir spürten, dass der russische Druck immer stärker wurde. Aber wir konnten unsere Arbeit doch weiterführen. Wir waren eine gute Equipe von sechs Schweizerinnen und zwei Schweizern. Und wir wollten nicht aufgeben! Bis zum Sommer 1948 konnte noch gearbeitet werden. Dann musste das SRK sich aus Ungarn zurückziehen. Wie in Österreich, so musste ich auch in Ungarn für das Pestalozzidorf in Trogen 20 Waisenkinder und ein Heimernternpaar auswählen. Von der Regierung wurden Dr. Olgati und ich nach Hajdùhadhàza, nördlich von Debrecen, geschickt. Dort hatte die Regierung nahe der russischen Grenze ein grosses Kinderdorf erstellt für Waisenkinder – nach russischem Muster und zum Teil in Selbstverwaltung von Jungendlichen!

Das Ungarnhaus in Trogen bestand nicht ganz zwei Jahre. Alle Kinder und die Erzieher wurden von der ungarischen Regierung wieder zurückverlangt.

Vom Schweizerischen Roten Kreuz wurde ich dringend zur Übernahme der Zentrulleitung der Heime in der Schweiz gebeten. Es war mir aber schmerzlich, aus der schweren und verantwortungsvollen Arbeit in Budapest austreten zu müssen.

Ich fuhr Ende März in die Schweiz zurück und nahm Ildiko Tuboly mit. Den Sommer über war sie mit mir auf der Benzenrüti. Im Herbst fuhr sie mit einem Kinderzug wieder nach Hause zurück.

Auch in Budapest habe ich treue Freunde fürs Leben gefunden: Dr. Mària Farkas, sie vertrat Unicef, das Kinderhilfswerk der Vereinigten Nationen. Sie war Jüdin, lebhaft und aktiv und es war mir ein Rätsel, dass sie die Zeit der Deportationen überleben konnte. István Gyürk hatte das deutsche Gymnasium irgendwo in Siebenbürgen besucht und war massgebend im Aussenhandel der früheren Regierung gewesen. Jetzt,

gekündigt, stand er mir mit seinem klugen Rat zur Verfügung. Er war ein gläubiger, praktizierender Katholik. Aus meiner christlichen Haltung machte ich keinen Hehl. Mit Oberin Farkas ging ich oft in den lutherischen Gottesdienst und zum Abendmahl. Immer hörten wir von Deportationen treuer Wortverkünder und von Bischöfen. Die Schliessung der Klöster, der Ordensgemeinschaften und der Diakonissenhäuser stand bevor. Der Briefverkehr mit meinen Freunden war sehr spärlich. Jedermann fürchtete sich vor Bespitzelungen und vor der Zensur und viele Briefe erreichten die Adressaten nie.

Im Sommer 1947 kamen aus Wien Oberfürsorgerin Schöttner und Pater Born zur Erholung auf die Benzenrüti. Später kam auch István Gyürk aus Budapest. Das SRK bat um Aufenthalte für verdiente Mitarbeiter aus Berlin und Holland. Einem Pfarrer aus Leipzig gelang der Grenzübergang aus der DDR und er kam in Etappen und mittellos in die Schweiz. Er blieb zwei Monate bei uns. Alle bedurften der Erholung. Noch über mehrere Sommer konnte ich diese kleine private Hilfsaktion auf der Benzenrüti durchführen. Diese Gäste «bereicherten» unser Haus mit den biedereren Schweizer Gästen. Im Herbst 1947 übernahm ich dann in Bern die Zentraleitung der Heime. Es handelte sich im Besonderen um die vom Bund finanzierte Hospitalisierung von prätuberkulösen Kindern und Jugendlichen aus Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, Österreich und Ungarn. Sie alle kamen für vier Monate in unsere Heime in Churwalden, Gstaad, Engelberg, Flüehli, Goldiswil, Beatenberg, Château d'Œx, Epalinges, Brissago und Orselina. Kleine Gruppen waren auch in Sanatorien in Leysin, Agra, Davos und Wald untergebracht. Ich war sehr viel unterwegs.

Auf der Benzenrüti amtierten eine Vertreterin und die bewährte Frau Ettenberger.

Jeden Samstag Mittag fuhr ich heim nach Frauenfeld und verbrachte das Wochenende bei Walter und den Eltern.

Für die Europahilfe wieder in Ungarn

Im Oktober 1948 fuhr ich im Auftrag der Europahilfe zu Verhandlungen wieder nach Budapest. Die Schweizerspense (1944–1948) war eingestellt worden, denn die kriegsverwüsteten Länder konnten teilweise schon allein den Wiederaufbau übernehmen. Die Schweizerspense war unser grosses nationales Hilfswerk, vom ganzen Volk getragen. Rodolfo

Olgia, dem ich 1941 in der Kinderhilfe begegnet war, ging dann zu den Quäkern in die USA. 1944 wurde er der Leiter der Schweizer spende. Ich bin ihm immer wieder begegnet. Auf Drängen des schweizerischen Arbeiterhilfswerkes und des Heks wurde die Europahilfe gegründet. Sie wurde von Prof. Carl Ludwig in Basel präsidiert. Aus der Europahilfe hat sich dann durch viele Jahre hindurch die schweizerische Entwicklungshilfe für aussereuropäische Gebiete entwickelt.

Im Sommer 1948 musste das SRK die Mitarbeiter aus Ungarn zurückziehen. Der Kommunismus hatte gesiegt und die Abhängigkeit von Moskau wurde komplett. Aber der ungarische Staat verlangte noch die Hilfeleistungen der Europahilfe, im Besonderen chirurgische Einrichtungen für Kinderspitäler und Sanatorien, Ausrüstungen für Kinderheime usw. Sie waren jetzt alle verstaatlicht und in bedenklichem Zustand. Die Wunschliste war unerschämmt. Die Entscheidung lag aber bei der Europahilfe. Die Verhandlungen waren nervenaufreibend. Aber ich hielt dem kommunistischen Druck stand. Ich konnte beim Wohlfahrtsminister Dr. Varga noch für sechs Monate die Einreisebewilligung für zwei Schweizer, zur Kontrolle der neuen Aktion, erreichen. Eine war die jüngere Schwester von Lukas Vischer.

Budapest, Ostberlin ...

Ich sah noch ein paar Freunde. Die Klöster und die Diakonissenhäuser waren verstaatlicht. Ich sah Dr. Mária Farkas in Zivil. Sie war als Kreisärztin weit draussen in Ujpest eingesetzt worden. Ehrwürdige Mutter Gutzwiller, eine Schweizerin, war mit ihren Ordensschwestern in die Deportation gegangen. Ebenso war der lutherische Bischof Ordass deportiert worden und viele andere bekannte Persönlichkeiten. Die wirtschaftliche Lage hatte sich aber stark gebessert. Viele öffentliche Gebäude waren wieder aufgebaut und die Leute waren besser gekleidet. In der Stadt aber wimmelte es von Russen in Zivil.

Ich fuhr noch mehrere Male nach Budapest. 1956/57 gleich nach der Revolution. Und dann noch privat zu meinen Freunden 1961, 1968, 1971 und 1975.

Vom 2.-7. Mai 1949 war ich in Berlin für die Besprechungen zur Hereinnahme erholungsbedürftiger Kinder aus der DDR. Die grossen Zerstörungen in Berlin beeindruckten mich tief. Die Besprechungen fanden in einem Eisenbahnwagen im Grunewald statt. Aus Dresden und Leipzig



Elise von Arburg-Nater

waren die Kinder bereits in Ostberlin zusammengezogen worden. Aber in letzter Stunde verweigerte die ostdeutsche Regierung deren Ausreise. Und mit dem leeren, langen Kinderzug fuhren wir über Hof und Nürnberg wieder in die Schweiz zurück. Dies war sehr traurig.

Am 30. Juni 1949 trat ich endgültig aus der Arbeit des Schweizerischen Roten Kreuzes zurück. Die Kinderhilfe wurde aufgehoben. Das Zentralsekretariat übernahm den Rest der Aktionen.

Emmi Bloch

Noch eine Freundschaft wurde mir geschenkt, die mein Leben sehr bereichert hat: Emmi Bloch. Sie hat mich durch volle vier Jahrzehnte begleitet. Auch sie war Jüdin. Sie kam 1938 ins Salenhaus, in ihr Ferienhaus in einer für sie schweren Zeit. Damals war sie Lehrerin an der sozialen Schule in Zürich und später Redaktorin des schweizerischen Frauenblattes. Sie hat massgebend am Aufbau der Frauenorganisationen in Zürich mitgearbeitet. Sie war klug, weltoffen, beziehungsfreudig und doch bescheiden. Sie kam aus der guten Zeit des Wandervogels und sie erzählte mir oft aus der Pionierzeit der Frauenbewegung. Und doch interessierte sie sich auch für meine kleinen Aufgaben, Probleme und Pflichten. EB., so wurde sie genannt, gab mir viel Lebensweisheit mit auf meinen Weg. In den späteren Jahren war ich oft wochenlang bei ihr in ihrem Heim in Uerikon. Bis in ihr hohes Alter – sie starb im 91. Lebensjahr – war sie die Gebende und Verstehende und geistig wach. Ich hatte das Glück, ihr zu begegnen und ihre Freundschaft zu erleben. Ich bin ihr viel Dank schuldig.

Der Aufstand in Ungarn

Am 27. Oktober 1956 brach in Ungarn die Revolution aus. Die freiheitsliebenden Ungarn erhoben sich gegen ihre Unterdrücker, die Russen. Aber sie waren allein im Kampf gegen die mächtige Übermacht. Der Westen überhörte ihre Hilfeschreie! So wurden sie von der russischen Kriegswalze überrollt. In den ersten Tagen der Niederlage flüchteten ca. 200 000 Ungarn nach Österreich. Dann riegelten die Russen die Grenze hermetisch ab. Die Empörung darüber war weltweit. Aus ganz Europa, aus den Staaten, aus allen Kontinenten kamen massenhaft Hilfsgüter nach Wien. Medikamente, Lebensmittel, Textilien, Haushaltgegenstände, bis Mitte Juni 1957 waren es ca. 50 000 Tonnen Spenden. Das Internationale Rote Kreuz in Genf erzwang dann am 16. November ein Abkommen mit der russischen Besatzungsmacht, dass diese Spenden in Budapest und in allen Komitaten verteilt werden müssten. In Wien arbeiteten laufend ca. 200 Freiwillige, ein grosser Teil kam aus der Schweiz, an der Sortierung der Spenden, unter Anweisung von Fachleu-

ten aus der Wirtschaft und dem Handel. In Budapest selber war nur einem kleinen Stab von ca. 15 Delegierten die Einreise und Aufenthaltsbewilligung erteilt worden, hohe Offiziere in Zivil, Parlamentarier, Fachleute und zwei Frauen: Marianne Jöhr und mir. Wir waren im neuen Hotel Dunas untergebracht. Aber wir waren wie in einem Ghetto, denn abends war Ausgehverbot. Die Delegationsräume hatten wir in nächster Nähe des Parlamentes. Die Verteilung geschah durch die russisch-ungarische Regierung und das ungarische Rote Kreuz nach genauem System. Wir hatten die Aufsicht und die Kontrolle über die Verteilungen. Es war eine immense Aufgabe. Wir hatten zuverlässige Schweizer Chauffeure und ständig einen hohen ungarischen Beamten bei uns. Pausenlos waren wir im Einsatz, denn Ende Juni musste die ganze Verteilung beendet sein. In den Arbeiterbezirken, an der Ülloi út, in der Nähe der Kasernen draussen in Csepel, wo die Schwerindustrie Ungarns ist, waren die Zerstörungen besonders gross. Die Arbeiter und die Studenten hatten ja den stärksten Widerstand geleistet und die Not war hier am grössten. In Csepel draussen wurde die Verteilung von der Regierung offensichtlich zurückgehalten, bis ich sie eine Woche lang persönlich übernahm. Dann aber lief sie! Das ganze Volk war eingeschüchtert. Wir hörten von vielen neuen Deportationen. So auch von Prof. Pap, den ich seit 1946 gut kannte und der mir auch in den Sitzungen mit der UNRA und den staatlichen Fürsorgestellen eine grosse Hilfe gewesen war. Er hatte zu Beginn der Revolution zu den Studenten gesprochen! Meine Freunde sah ich damals nicht. Jedermann hatte Angst. Von diesem Freiheitskampf hat sich Ungarn nur schwer erholt und sich dann in sein Los ergeben. Und wir wenige, die wir damals bei ihnen waren, haben jene Erlebnisse und die Knechtung durch ihre russischen «Befreier» nie mehr vergessen können.

Benzenrüti, Frauenfeld, Israel

Zurückgekommen im Mai 1957, reihte ich mich wieder ins gewohnte schweizerische Leben ein, tat Dienst auf der Benzenrüti und in Frauenfeld. Walter war im Studium.

1959/60 erhielt Walter ein Jahresstipendium an die Hebräische Universität in Jerusalem aus dem Pfr. Dr. h. c. Paul Vogt-Fonds. Es war dies ein Dank der Juden für die Hilfe, die sie in der Nazizeit in der Schweiz erhalten hatten. Im Frühling 1960 fuhr ich dann mit einer Schweizer Gruppe unter Leitung von Prof. Wildberger von der theologischen Fakultät in

Zürich nach Israel und zusätzlich war ich noch eine Woche in einem Studentinnenheim der Universität in Jerusalem. Dies war die Reise meines Lebens.

Im Herbst 1962 trat ich nach 25-jähriger Arbeit von der Führung des Ferienhauses Benzenrüti zurück. Die Aufgabe an den erholungssuchenden Gästen hatte mir viel Freude bereitet. Es war ein Geben und Nehmen und dies hat mir das Leben sehr bereichert. So war es selbstverständlich, dass die Benzenrüti in den 25 Jahren gut gedieh und blühte. Damals war alles noch einfacher und dankbarer. Der Trend für Ferien im Ausland lief erst an. Und Personalschwierigkeiten hatte ich noch keine.

Die Tibeter kommen ...

Als dann das SRK mit neuen dringlichen Bitten wieder an mich gelangte, ging ich 1964 nochmals in diesen Dienst, diesmal zu den Tibetern. Ich übernahm die eingereiste grosse Gruppe in St. Margarethen/Münchwilen.

Im ersten Jahr stand ich Tag und Nacht in dieser Aufgabe. Ich habe das tibetische Leben mit meinen Flüchtlingen geteilt und sie trotz den vielen Schwierigkeiten lieb bekommen. Ich lernte ihre Sitten und Gebräuche kennen und mit der Zeit verstand ich einigermaßen ihre Sprache. Allmählich wurde ich ihnen allen, ob Alt oder Jung, zur Amala.

Jahrelang tat ich diesen Dienst. Ich erlebte viele Geburten und auch mehrere Todesfälle und achtete ihre tibetischen Zeremonien. Schlussendlich bin ich bei den Tibetern hängen geblieben. Sie kommen noch immer zu mir, besonders sind es die Jugendlichen, die jetzt Wegweisung und Geborgenheit suchen.

Und jetzt wird mein Lebenskreis von Jahr zu Jahr kleiner. Ich bin alt und müde geworden und ich sehe über viele Wege und Irrwege zurück. Lebenslang durfte ich mich einer guten Gesundheit erfreuen. Ich habe sie nach Möglichkeit eingesetzt und dadurch einen starken Akzent auf der Arbeit gehabt. Ich bin aber auch viel schuldig geblieben, mea culpa ...

Und jetzt danke und lobe ich meinen Erlöser und bitte, dass er mir noch eine Zeit der Besinnung, der Vertiefung und des Gebetes schenken möge.

Winter 1978/79

Biografische Daten von Elise von Arburg-Nater



1901	10. Februar geboren in Schlatt-Hugelshofen
1906	Die Familie zieht nach Frauenfeld-Kurzdorf
1907–1917	Schulen in Frauenfeld: 6 Jahre Primarschule 4 Jahre Mädchensekundarschule
1917–1918	Volontärin in Lausanne, Grippe, Heimkehr
1918–1920	Lehre als Telegrafistin-Telefonistin
1924	Heirat mit Walter von Arburg, Wohnsitz Bern
1933	Tod des Mannes, Geburt des einzigen Sohnes
1934	Rückkehr ins Elternhaus nach Frauenfeld
1936–1938	Neuorientierung: Aushilfstätigkeiten für die Thurg. Evang. Frauenhilfe im Zufluchtshaus und auf dem Frauensekretariat, Schwesternhilfe in der Heil- anstalt Sonnhalde Riehen und in der Schweiz. Anstalt für Epileptische (Epi) in Zürich, Vorbereitung zur Aufnahme einer Heimleitung und Übernahme des Ferien- und Erholungsheimes Benzenrüti, Heiden (nur Sommerbetrieb)
1939	Ausbruch des Zweiten Weltkrieges
1940	Einführungskurs FHD (Frauenhilfsdienst) Einsatz im Stab der 2. Division als Telefonistin (Zweisimmen und Pruntrut), gegen Kriegsende Stab der 7. Di- vision in Einsiedeln
1942–1943	Erster Einsatz für die Kinderhilfe des Schweiz. Roten Kreuzes in Genf. In der Folge Organisation des Centre Henri Dunant für Flüchtlingskinder.
1945–1946	Im Auftrag des SRK nach Wien (russisch besetzter Sektor), Leiterin für die Ausspeisung von Kindern, Ernennung zur Rotkreuz-Delegierten
1946	Ausreise nach Budapest als Delegierte des SRK. Betreuung der Kriegs- weisen in sieben Heimen der Stadt und vier auf dem Lande. Weihnachten in russischem Konzentrationslager
1947	Übernahme der Zentralleitung der Heime des SRK in der Schweiz für prä- tuberkulöse Kinder aus Europa
1948	Im Auftrag der Europahilfe zu Verhandlungen mit Russen nach Budapest
1949	Ehrenmedaille und Urkunde der Stadt Wien «Für besondere Verdienste um Wien»
1949	30. Juni Rücktritt aus dem SRK
1956–1957	Ungarnaufstand. Nochmals mit dem IKRK in Budapest
1962	Rücktritt von der Leitung des Ferienhauses Benzenrüti
1964	Ruf des SRK zur Betreuung der Tibeter in Münchwilen
1985	1. Dezember stirbt Elise von Arburg-Nater in Frauenfeld.